

Nachtspuk

Autor(en): **Willi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 21

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachtpuk. *

Von Hans Willi.

„Korporal raus zu...!“ Der Rest geht im Heulen des Sturmes verloren. Gleichzeitig donnert eine Faust an die kleine schmierige Scheibe des Unterstandes „Grenzstein 7“, als ob jemand in verzweifelter Not den Eingang dicht daneben nicht erreichen könne. Im Scheine der unruhig flackernden Kerze ist es dem Wachtkommandanten unmöglich, in der rabenschwarzen Nacht draussen ein Gesicht zu erkennen. Rasch entschlossen ergreift er das nächste Gewehr, weckt mit einem kurzen Ruck den Stellvertreter und stürzt sich durch die Türe in die gähnende Finsternis hinaus.

Weit und breit keine lebendige Seele. Der Ruf „Wer da!“ wird vom Unwetter fortgetragen, ehe er die Lippen verläßt. Von nirgends ein Ton als das Pfeifen und Heulen des Windes in den Klüften und über den Gräten. Und doch hatte die Stimme der Schildwache den bekannten Alarmruf erschallen lassen, hatte jemand in rasender Eile äußerster Not an das Fenster gepocht!

Einbildung konnte das alles nicht gewesen sein. Also hinauf zum Wachtposten. Windseitig die paar glitschigen Stufen auf allen Vieren bergan aufs Dach des Unterstandes, das mit Steinen und einer hohen Erdschicht bedeckt gegen Einschläge verrirter Geschoße gesichert ist. Am bergseitigen Hang, da wo der südliche Dachrand sich eben und unauffällig im langgezogenen Berg Rücken verliert, steht das Schilderhäuschen mit starken Drahtseilen nach allen Ranten vertäut.

Sollte stehen! Denn wie sehr der Korporal mit den Augen die Dunkelheit durchbohrte und auf dem Bauche rutschend in immer größeren Kreisen den Platz abtastete, nichts verrät ihm die Stelle, wo die Schildwache und ihr schimmerndes Häuschen gewohnheitsgemäß sein müßten.

Schon will er zurück, um den Rest der Mannschaft zum Suchen zu holen, da spürt er, daß seine Hand beim Vorwärtzkriechen ins Leere tastet. „Ich bin jedenfalls zu weit gegen den Abgrund geraten, an dem sich auf halber Höhe die österreichischen Schützengräben eingemistet haben. Noch einen halben Meter, und ich wäre kopfüber hinuntergesauft“, fährt es ihm erschütternd klar durch den Kopf, und dem sicheren tierischen Instinkt folgend, der in solchen Lagen allein maß-

gebend das Richtige ausführt, dreht er sich halb-rechts herum. Um die eigene Achse, wie die Blindschleiche im Röhrchen sich um Schilfhalme windet. Im gleichen Augenblicke stößt sein Kopf gegen etwas Weiches. Und das beginnt jämmerlich zu wimmern:

„Eiii! Eiii! Eiii!“ Immer denselben jammern-den Laut. Lang gedehnt und bebend, ja fast mek-kernd, so wie ein verlorenes Zicklein nach seiner Mutter schreit. Der Mann hat offenbar einen Nervenschock oder die Bergkrankheit. Auf alles Zureden immer nur das ängstliche Stöhnen! Gegen die Zumutung, selbender rückwärts zu kriechen, protestiert er mit nur noch sinnloserem Wimmern. Dabei verkrampfen sich seine wie am Kreuze ausgebreiteten Arme förmlich in den steinharten Boden. Einem leblosen Klotz gleich wird er schließlich von zwei inzwischen zu Hilfe gekommenen Kameraden in den Unterstand geschleppt.

Aber wie sieht der arme Teufel aus! An Hän-den, an den Knien und im Gesichte blutend, Kaput und Hosen zerrissen, die Bajonettsscheide einer Sichel gleich gekrümmt, ohne Käppi und ohne Patronentaschen! Ein von Wegelagerern Ausgeraubter kann nicht schlimmer traktiert worden sein als unsere Schildwache.

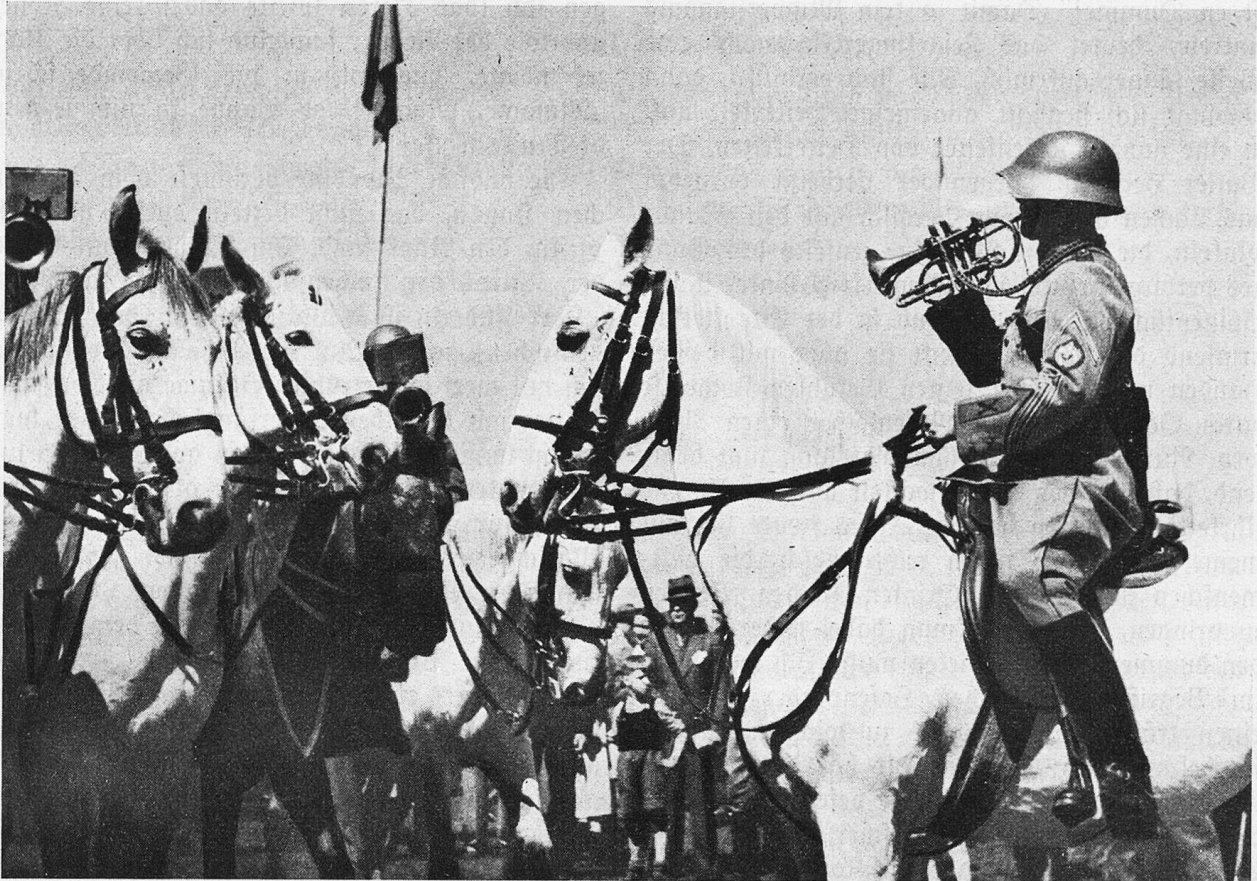
Erst nachdem eine halbe Feldflasche „Trestler“ ihn so weit zu sich gebracht hat, daß er sich nicht mehr über dem Abgrund hängend fühlt, kann er in zusammenhanglosen Brocken schildern, was ihn in wenigen Sekunden so niederschmettern konnte.

Vor dem je länger je rasender tobenden Sturm hatte er sich ins Schilderhäuschen zurückgezogen und sich dort, am Lindauerli passend, ganz wohlig und geborgen gefühlt. Bis auch die Schutzhütte bedenklich zu wackeln anfing. Immer ungemütlicher muß es ihm darin geworden sein, und als ihm gar noch die Zündhölzchen ausgingen und das kalte frischgestopfte Pfeifchen als Trostspender versagte, entschloß er sich, den Postenchef zu rufen und um Feuer zu ersuchen.

Den weiteren Verlauf des Abenteuers zu schildern überlassen wir am besten dem Unglücksvo-gel selbst.

„Da niemand mein Brüllen zu hören schien, habe ich frisch entschlossen mein Gewehr im Schilderhäuschen in die Ecke gestellt, das Lindauerli am Bajonettstift aufgehängt und bin, mich vor

* Aus dem sehr unterhaltsamen und wertvollen Bande: Die Geschichte vom Gebirgssoldaten. Verlag Rascher, Zürich.



Artillerie-Trompeter bringen unter Leitung ihres Instructors ein Ständchen.

Phot. E. Geißbühler, Winterthur.

dem Wind duckend, zum Eingang des Unterstandes hinuntergesprungen. In dem Augenblick, da ich mit halberfrorenen Fingern gegen die Scheibetrommel, ist es mir, als ob eine schwarze Gestalt gegen das verlassene Häuschen zuwanke.

„Der Satan will mir das Lindauerli stehlen“, fährt es mir durch den Kopf. Ich wie der Blitz kehrum und wieder hinauf und komme gerade recht, um das vor dem Sturm wie besessen im Kreise herum tanzende Schilderhäuschen in den Armen aufzufangen.

Was nachher geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich ist der Kasten über mich gestürzt. Wenigstens habe ich im Schädel das Gefühl, er liege jetzt noch darauf. Und so sind wir zusammen weiter gerollt.

Haben Sie übrigens meine Tabakpfeife nicht gefunden?“

Nein, das Lindauerli war und blieb verschwunden; zum größten Leidwesen des wachsamem Soldaten. Dem Gewehr und Käppi hat er nicht ein einziges Mal nachgefragt.

Am nächsten Morgen wurde die ausreißerische Wachthütte unter vielen Ho-hü mit Stricken und Seilen und unter freundnachbarlicher Assistentz der österreichischen Landwehr aus dem Schützengraben von ennet der Grenze heraufgefischt. Auch das verbeulte Gewehr und die militärische Kopfbedeckung wurden bereitwillig zurückerstattet.

Aber die Pfeife? War jenes schwarze Gespenst vielleicht doch ein Dieb, der es auf „dicke Straßburger“ abgesehen hatte?!

„Gäll, Batter, dä Ma ist en Dumme!“

Im Lauffschritt erreichte ich, vom Mönch herunterstürmend, den Bahnhof Grindelwald. Der Wagen ist vollbesetzt. Nein, dort winkt noch ein Platz. Der Rucksack fliegt auf das Gestell, der Pickel schräg unter die Bank. Es pfeift. Die Lo-

komotive und ich schnaufen um die Wette. Dann feierliche Stille im Waggon.

Plötzlich streckt ein etwa vierjähriges Bublein den Arm nach mir aus und ruft mit glockenreiner lauter Stimme: „Du, Batter, gäll, dä Ma da